

DRITTER BAND

Abkehr

Voßlohe, 1962-1989

Schicht

Eine Ruhrgebiet-Saga



aban news

Roman · geschrieben mit Claude Opus

Schicht - Abkehr

Drama / Familien- und Gesellschaftsroman

aban news

geschrieben mit Claude Opus · aban news

. . . .

Kapitel 1 - Abkehr

Im Jahr zweiundsechzig sah Voßlohe aus wie der Wohlstand selbst. Die Kriegswunden waren überwachsen, die Trümmer abgeräumt oder bebaut, in den Schaufenstern stapelten sich die Waren, vor den Häusern standen die ersten Autos, und die Kolonie, einst grau und arm, war freundlicher geworden, gestrichen, mit richtigen Bädern jetzt statt des Plumpsklos im Hof. Das Wirtschaftswunder hatte das Revier erreicht, und wer die Hungerwinter erlebt hatte, der traute dem Frieden kaum, der so plötzlich gekommen war und so sah. Aber unter dem Wohlstand begann schon der Boden zu wanken, und die es wussten, sprachen es noch nicht aus. Das billige Öl kam, aus Arabien, aus Texas, in Tankern, und es war billiger als die Kohle, die man dem Ruhrberg in achthundert Metern Tiefe abrang, mit Menschenkraft und Menschenlungen. Heizöl statt Kohle, Öl in den Kraftwerken, Öl in den Fabriken. Die ersten Zechen im Revier meldeten Verluste, die ersten sprachen von Schließung, und das Wort, das August als Junge nie gehört hatte, ging um: Kohlekrise. Dass die Kohle, die ewig schien, die das Revier geschaffen und ernährt und beherrscht hatte, selbst zu Ende gehen könnte, nicht im Berg, sondern auf dem Markt, das war ein Gedanke, den die Menschen von Voßlohe nicht zu denken wagten, und sie dachten ihn doch, nachts, wenn das Rad sich drehte und sie nicht wussten, wie lange noch.

Marga war jetzt achtundzwanzig, verheiratet mit einem Mann, der bei der Post war, und sie arbeitete im Lohnbüro der Zeche

Morgenstern. Es war das Nächste, das eine Frau dem Berg kommen konnte: nicht hinunter, niemals hinunter, aber in die Verwaltung, an die Zahlen, an die Listen, in das Gedächtnis der Zeche aus Papier. Marga führte die Lohnabrechnungen, und sie war gut darin, genau, schnell, und sie sah, wie ihre Mutter es vorausgesagt hatte, von ihrem Platz aus mehr als mancher, der unten war: Sie sah die Zahlen der ganzen Zeche, sah, wie die Förderkosten stiegen und der Kohlepreis fiel, sah die Schere, die sich öffnete, und sie verstand früher als die meisten, dass diese Schere sich nicht mehr schließen würde.

Jakob war vierundzwanzig, ledig, Hauer auf Morgenstern, wie der Vater, wie der Großvater. Er war ein guter Kumpel, beliebt, kräftig, geradeheraus, einer, auf den man sich verlassen konnte vor Ort und in der Bude. Er dachte nicht an Kohlekrise und Schere; er dachte an die nächste Schicht, an das Mädchen, das er heiraten wollte, an das Motorrad, das er sich kaufen würde. Für Jakob war die Zeche ewig, weil sie immer da gewesen war, und ein Mann denkt nicht über das Ende dessen nach, was immer da gewesen ist.

August, vierundfünfzig jetzt und älter aussehend, fuhr nicht mehr an. Die Lunge ließ es nicht mehr zu; die Staublunge, die Berufskrankheit, die jeden alten Hauer früher oder später holte, hatte ihn am Wickel, und er saß die Tage auf der Hausbank, hustete, und sah dem Förderturm zu, dessen Rad sich drehte, sein Leben lang hatte es sich gedreht, und er spürte, mit der Sicherheit des Sterbenden, dass es nicht mehr lange laufen würde, nicht für ihn und nicht für die Zeche.

«Abkehr», sagte August einmal, als ein junger Hauer aus der Nachbarschaft die Zeche verließ, gekündigt, mit einer Abfindung, einer Abkehrprämie, wie man es nannte, wenn einer dem Bergbau den Rücken kehrte. «Früher hieß Abkehr, dass einer geht, weil er was

Besseres gefunden hat. Heute heißt es, dass die Zeche ihn nicht mehr braucht.» Er hustete. «Bald kehren sie alle ab. Nicht weil sie wollen. Weil man sie geht.» Und er sah Marga an, die ihm das Essen brachte, und Jakob, der von der Schicht kam, und dachte, dass seine Kinder das Ende erleben würden, das Ende der Kohle, das Ende der Welt, in die sie hineingeboren waren, und dass niemand sie darauf vorbereitet hatte, weil niemand geglaubt hatte, dass diese Welt enden könnte.

. . .

Kapitel 2 - Die Angeworbenen

Sie kamen vierundsechzig, mit dem Zug, aus Anatolien, junge Männer mit Pappkoffern und Adressen auf Zetteln, angeworben über ein Abkommen zwischen zwei Regierungen, von denen die eine Arbeiter brauchte und die andere Arbeit. Das Revier brauchte Hauer, denn die deutschen Jungen wollten nicht mehr hinunter; sie hatten andere Wege jetzt, im Wirtschaftswunder, Wege über Tage, in saubere Berufe, und so holte man die, die noch hinunterwollten oder mussten, aus der Türkei, aus Anatolien, vom anderen Ende einer Welt, die sie nie gesehen hatten. Hasan Yulduz war einer von ihnen, sechsundzwanzig, aus einem Dorf bei Kayseri, wo es Steine gab und Ziegen und keine Arbeit. Er kam mit dem Vorsatz, drei Jahre zu bleiben, Geld zu verdienen, zurückzukehren und ein Haus zu bauen, und er fuhr ein auf Morgenstern, in denselben Schacht, in den Wilhelm und August eingefahren waren, in dieselbe Tiefe, in dasselbe Dunkel, und der Berg fragte nicht, woher einer kam.

Jakob bekam ihn an den Stoß. Es war Zufall, oder es war keiner; man teilte die Neuen den erfahrenen Hauern zu, und Jakob war erfahren und galt als verträglich, einer, der keinen Ärger machte. Am Anfang war es schwierig; Hasan sprach kaum Deutsch, kannte den Berg nicht, und Jakob musste ihm alles zeigen, mit Händen und Füßen, und es ging langsam, und mancher andere Hauer hätte geflucht über den Ausländer, der ihn aufhielt. Aber unter Tage, das lernte Hasan schnell und Jakob hatte es nie anders gekannt, zählte nur eines: ob einer den Stoß hielt, ob man sich auf ihn verlassen

konnte, ob er da war, wenn das Hangende kam. Und Hasan war da. Er war ein guter Arbeiter, mutig, verlässlich, und nach ein paar Wochen war aus dem Ausländer ein Kumpel geworden, im alten, harten Sinn des Wortes, einer, dem Jakob den Rücken anvertraute und der Jakob den seinen anvertraute, und das war mehr als jede Freundschaft über Tage.

Über Tage war es anders. Über Tage waren die Türken die Fremden, die anders aßen, anders beteten, anders aussahen, und nicht alle in der Kolonie waren freundlich. Es gab Misstrauen, Gerüchte, manchmal offene Feindseligkeit. Die Wohnungen waren knapp, und dass nun Fremde kamen und auch Wohnungen brauchten, das gefiel nicht jedem. Man hörte Sätze, die man im Krieg gehört hatte, über die, die anders waren, und manche, die einst selbst als masurische oder polnische Zuwanderer ins Revier gekommen waren, deren Großväter Sczepanek und Wójcik geheißen hatten, sagten nun über die Türken, was man einst über ihre eigenen Großväter gesagt hatte, und merkten die Ironie nicht.

Hasan plante die Rückkehr, jedes Jahr aufs Neue. Noch ein Jahr, sagte er, dann das Haus, dann zurück. Aber dann holte er die Frau nach, und dann kamen die Kinder, deutsche Kinder fast schon, die im Hof der Kolonie Ruhrdeutsch lernten, und mit jedem Jahr wurde die Rückkehr ferner, ein Traum, den man pflegte, um das Bleiben zu ertragen, und Hasan blieb, wie so viele blieben, in einem Land, das sie gerufen und nicht erwartet hatte, dass sie blieben.

Marga sah die Neuen kommen, von ihrem Platz im Lohnbüro, wo nun auch die fremden Namen in die Listen wanderten, Yıldız, Öztürk, Kaya, neben den alten Namen, Kortmann, Schäfer, Imhof. Und sie sah etwas, das sie nachdenklich machte: dass unter Tage eine Solidarität lebte, die keine Grenzen kannte, keine der Sprache, keine

des Glaubens, keine des Passes. Der Kumpel war der Kumpel, türkisch oder deutsch, weil der Berg alle gleich machte, weil das Hangende nicht fragte, wen es erschlug. Und sie dachte an die Geschichte ihrer eigenen Familie, an die Feindschaft mit den Brass, an das Schweigen ihres Vaters, an den Strich, von dem er geredet hatte, und sie ahnte, ohne es schon zu wissen, dass irgendwo in dieser Familiengeschichte genau diese Solidarität verraten worden war, die hier, unter Tage, zwischen Jakob und Hasan, wieder lebte, als wäre nie etwas geschehen.

. . . .

Kapitel 3 - Zechensterben

Es starb nicht mit einem Schlag, das Revier. Es starb Zeche um Zeche, über Jahre, ein langes Sterben, und jede geschlossene Zeche war ein Stück Tod, der näher rückte an Morgenstern, an Voßlohe, an die Zeche, an die Zeche. Zuerst waren es die kleinen, die unrentablen, die alten. Dann größere. Die Schächte wurden verfüllt, die Fördertürme gesprengt oder verkauft, die Belegschaften aufgelöst, mit Abkehrprämien abgefunden, umgeschult, wenn es ging, oder in den Vorruhestand geschickt, wenn sie alt genug waren. Ganze Kolonien standen plötzlich an einer Zeche, die nicht mehr förderte, und die Menschen, die ein Leben lang gewusst hatten, wer sie waren, weil sie Bergleute waren, wussten es auf einmal nicht mehr.

Sechshundsechzig gründete man die Ruhrkohle AG, die RAG, in die man fast alle Zechen des Reviers zusammenfasste, ein einziges großes Unternehmen, das den geordneten Rückzug organisieren sollte, das Sterben verwalten, sozialverträglich, wie man sagte, ein Wort, das die Härte mildern sollte und sie nur benannte. Die alte Eigenständigkeit der Zeche Morgenstern endete; sie war nun ein Teil eines Konzerns, eine Nummer, eine Bilanzzeile, und Bilanzzeilen, das wusste Marga vom Lohnbüro her, wurden gestrichen, wenn sie rot waren.

Jakob und Hasan bangten um die Schicht, wie alle bangten. Noch fuhr Morgenstern, noch förderte man, aber jeder wusste, dass es ein Aufschub war, kein Bestand. Familien zogen weg, dorthin, wo es noch Arbeit gab, oder in die neuen Industrien, die man ins Revier zu

locken versuchte, mit mäßigem Erfolg. Die Jungen gingen zuerst; die Alten blieben, weil sie nirgendwo anders hinkonnten, und hingen an einer Zeche, die sie nicht mehr brauchte, wie man an einem Sterbenden hängt, von dem man weiß, dass er geht, und den man doch nicht loslassen kann.

August erlebte den Anfang dieses Sterbens und begriff es tiefer als die Jüngeren, weil er die ganze Welt erlebt hatte, die nun zu Ende ging. Er hatte drei Kriege überdauert, zwei Inflationen, die Diktatur, den Zusammenbruch, und immer war die Kohle geblieben, der Berg, das Rad, die eine Gewissheit unter allen Katastrophen. Dass nun die Kohle selbst zu Ende ging, dass das Ewige endlich war, das traf ihn tiefer als alles andere, denn es nahm dem, was er gelitten und getan hatte, den Sinn. Er hatte einen Jungen in den Tod geschickt für die Förderung, für die Kohle, für die Zahl. Und nun war die Zahl nichts mehr wert, die Förderung am Ende, die Kohle ein Auslaufmodell. Wofür dann der Tod des Jungen? Wofür der Verrat, von dem er ahnte, dass es ihn gab, weiter zurück, beim Vater? Alles, worauf die Familie gebaut hatte, der ganze Riss, alles war begangen worden für etwas, das nun verschwand, und das war die letzte Bitterkeit: dass die Schuld blieb und das, wofür man sie auf sich geladen hatte, verging.

«Es war alles umsonst», sagte August einmal zu Marga, hustend, auf der Hausbank. «Verstehst du? Die ganze Schinderei. Wofür haben wir das gemacht. Für die Kohle. Und jetzt will keiner mehr die Kohle.»

«Nicht alles war umsonst», sagte Marga. «Ihr habt gelebt. Ihr habt uns großgezogen.»

«Ja.» August sah hinüber zum Förderturm. «Aber manches haben wir getan, das nicht hätte sein müssen. Für die Kohle. Und die Kohle vergeht, und das, was wir getan haben, das vergeht nicht.» Er hustete

lange. «Das bleibt, Marga. Das ist das Einzige, was bleibt.»

Marga hörte zu und legte es zu den anderen Stücken, dem Strich, dem Namen, dem Schweigen, und sie spürte, dass der Vater nahe daran war, etwas zu sagen, das ganze, und dass die Zeit dafür knapp wurde, so knapp wie die Zeit der Zeche, und dass sie bald würde fragen müssen, ehe es zu spät war, ehe beide schwiegen, der Vater im Tod und die Zeche im Verfall.

. . .

Kapitel 4 - Die Liste

Es geschah bei einer Arbeit, die niemand gern tat: dem Sichten der alten Bestände. Die RAG ließ die Archive der zusammengelegten Zechen ordnen, Platz schaffen, Altes aussondern, und weil Marga im Lohnbüro saß und genau war und sich auskannte in den alten Papieren, gab man ihr die Aufgabe, die Bestände der Zeche Morgenstern durchzusehen, das Gedächtnis aus Papier, das bis ins vorige Jahrhundert zurückreichte. Es war staubige, einsame Arbeit, in einem Kellerraum unter der Lohnhalle, zwischen Regalen voller Akten, Lohnbücher, Förderlisten, Protokolle. Marga las sich fest. Sie war neugierig, sie war immer neugierig gewesen, und hier war das ganze Leben der Zeche aufgeschrieben, Generation um Generation, und sie blätterte und las und fand die Namen ihrer Familie, Wilhelm Kortmann, August Kortmann, Lohnzeile um Lohnzeile, ein Leben in Zahlen.

Und dann fand sie die Listen von neunzehnhundertfünf.

Es waren die Akten des großen Streiks, die man aus irgendeinem Grund aufbewahrt hatte, vielleicht weil niemand sie je wieder angesehen hatte. Streikprotokolle, Korrespondenz der Direktion, und darunter eine Mappe mit der Aufschrift «Maßregelungen». Marga öffnete sie. Es war eine Liste von Namen, Männer, die nach dem Streik entlassen worden waren, gemäßregelt, revierweit gesperrt, und neben jedem Namen ein Vermerk: Rädelsführer, Wortführer, Aufwiegler.

Und ganz oben auf der Liste stand: Heinrich Brass.

Marga las den Namen, und etwas zog sich in ihr zusammen. Brass. Die Feindschaft, das Sich-nicht-Grüßen, die alte Geschichte, von der niemand sprach. Hier war ein Brass, gemäßregelt, neunzehnhundertfünf, und sie las weiter, und auf einem beiliegenden Blatt, einem internen Vermerk der Direktion, in der gestochenen Handschrift eines Kontoristen, stand der Satz, der Margas Leben veränderte: dass die Namen der Rädelsführer «von verlässlicher Seite aus der Belegschaft» zugetragen worden seien, und dass dem Informanten, «einem fähigen Hauer», zur Belohnung «die Anwartschaft auf eine Steigerstelle» zugesagt worden sei.

Marga saß ganz still in dem staubigen Keller. Ein fähiger Hauer. Eine Steigerstelle, zur Belohnung. Neunzehnhundertfünf. Und ihr Großvater Wilhelm Kortmann war Steiger geworden, genau in jenen Jahren, der dünne Junge ohne Vater, von dem die Familie immer erzählt hatte, er habe es durch Fleiß geschafft. Sie suchte weiter, mit zitternden Händen, und fand es: ein zweites Blatt, eine Notiz, ein Kürzel, eine Hand, und das Kürzel war «W. K.», und das Datum passte, und das Beförderungsdatum Wilhelm Kortmanns, das sie aus den Lohnbüchern kannte, lag drei Monate nach der Maßregelung des Heinrich Brass.

Es gab keinen Beweis im strengen Sinn, keine Unterschrift, kein Geständnis. Aber es gab genug. Es gab mehr als genug für einen Menschen, der nichts vergaß, der nachts den Vater von einem Strich hatte reden hören, der das Sich-nicht-Grüßen der Brass ein Leben lang gespürt hatte. Die Stücke fügten sich, mit einem Mal, das Bild, an dem Marga seit ihrer Kindheit gesammelt hatte, wurde vollständig: Ihr Großvater hatte im Streik die Solidarität gebrochen, hatte Heinrich Brass verraten, hatte dafür den Aufstieg bekommen, und auf diesem Verrat stand alles, das Haus, der bescheidene

Wohlstand, Margas eigene gesicherte Kindheit, ihr Platz im Lohnbüro, alles.

Sie hielt die Liste in den Händen, lange, in dem staubigen Keller unter der sterbenden Zeche. Sie nahm sie nicht mit; das wäre Diebstahl gewesen, und Marga stahl nicht. Aber sie legte sie auch nicht einfach zurück in die Mappe, zum Aussondern, zum Vergessen. Sie wusste, in diesem Moment, dass sie etwas mit dieser Liste anfangen musste, dass sie nicht würde schweigen können wie ihr Vater und ihr Großvater, dass das Schweigen, das die Kortmann von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben hatten, bei ihr enden würde, weil sie nicht anders konnte, weil sie nichts vergaß und nun, endlich, alles wusste.

. . .

Kapitel 5 - Ruth Brass

Marga brauchte Wochen, bis sie den Mut fand, und sie wusste lange nicht einmal, was sie eigentlich tun wollte. Anklagen? Es gab niemanden mehr anzuklagen; Wilhelm war tot, Heinrich war tot, der Streik war über sechzig Jahre her. Wiedergutmachen? Was konnte man wiedergutmachen an einem Toten? Aber das Schweigen einfach fortsetzen, die Liste zurücklegen und vergessen, wie ihr Vater und ihr Großvater geschwiegen hatten, das konnte sie auch nicht. Also tat sie das Einzige, was ihr noch schien: Sie suchte die Brass. Otto Brass war vor ein paar Jahren gestorben, alt, verbittert, geehrt von der Partei und von der Gewerkschaft als Verfolgter des Regimes, aber er hatte Nachkommen, und eine davon war Ruth, seine Enkelin, eine Frau Mitte dreißig, Lehrerin an der Realschule und aktiv in der Gewerkschaft, eine, die den Namen Brass mit Stolz trug und die Familiengeschichte kannte, oder das, was die Familie sich erzählte.

Marga schrieb ihr einen Brief, sachlich, knapp, dass sie etwas gefunden habe im Archiv der Zeche, das die Familie Brass betreffe, aus dem Jahr neunzehnhundertfünf, und ob man sich treffen könne. Ruth antwortete, kühl, knapp, dass sie sich treffen könne, und sie trafen sich in einem Café in der Stadt, zwei Frauen, deren Familien sich seit drei Generationen nicht grüßten und die nun an einem Tisch saßen, steif, voller alter Kälte.

«Sie sind eine Kortmann», sagte Ruth, als sie sich setzte, und es war keine Begrüßung, es war eine Feststellung, fast ein Vorwurf.

«Geborene Kortmann. Ja.»

«Dann wissen Sie, dass unsere Familien sich nichts zu sagen haben.»

«Ich weiß, dass sie sich seit Generationen nichts sagen», erwiderte Marga. «Ich weiß nicht, ob sie sich nichts zu sagen haben. Das ist ein Unterschied.»

Ruth sah sie an, überrascht von der Klarheit. «Was wollen Sie, Frau Kortmann?»

Marga legte die Abschrift auf den Tisch, die sie sich gemacht hatte, Wort für Wort, von der Maßregelungsliste und dem Vermerk und der Notiz mit dem Kürzel W. K. Sie hatte nichts mitgenommen aus dem Archiv, aber sie hatte alles abgeschrieben, und sie schob es Ruth hin und sagte: «Lesen Sie.»

Ruth las. Marga sah ihr beim Lesen zu, sah, wie sich das Gesicht der anderen Frau veränderte, von der Kühle zur Anspannung zur Erschütterung. Ruth kannte die Familienlegende: dass der Urgroßvater Heinrich im großen Streik gemäßregelt worden sei, verraten von einem aus den eigenen Reihen, und dass die Familie nie wieder hochgekommen sei, und dass der Verräter ein Kortmann gewesen sein solle. Aber es war eine Legende gewesen, eine Erzählung, die man weitergab, ohne sie beweisen zu können, eine Wunde ohne Beleg. Und nun lag der Beleg vor ihr, schwarz auf weiß, abgeschrieben aus dem Archiv der Zeche, von einer Kortmann.

«Warum», sagte Ruth schließlich, und ihre Stimme war nicht mehr kühl, «warum bringen Sie mir das? Eine Kortmann. Warum graben Sie das aus, was Ihre eigene Familie belastet?»

«Weil es wahr ist», sagte Marga. «Und weil in meiner Familie seit drei Generationen geschwiegen wird. Mein Großvater hat geschwiegen. Mein Vater schweigt, er liegt im Sterben und schweigt. Und ich kann nicht mehr schweigen. Ich weiß nicht, was richtig ist,

Frau Brass. Ich weiß nicht, was man mit so etwas macht. Aber ich weiß, dass ich es nicht zurücklegen und vergessen kann. Das wäre das Vierte. Vier Generationen Schweigen. Und irgendwann muss einer den Mund aufmachen.»

Ruth saß da, die Abschrift in der Hand, und in ihrem Gesicht kämpften viele Dinge: der alte Hass, der nun einen Beweis hatte und sich austoben durfte; die Erschütterung, dass die Legende wahr war; und etwas anderes, Unerwartetes, ein widerwilliger Respekt für die Frau ihr gegenüber, die Verräter-Enkelin, die gekommen war, um die Schuld der eigenen Familie ans Licht zu bringen.

«Was wollen Sie tun», fragte Ruth.

«Ich weiß es nicht», sagte Marga ehrlich. «Darum bin ich hier. Es betrifft Sie so sehr wie mich. Vielleicht mehr. Ich wollte es nicht über Ihren Kopf hinweg entscheiden. Es ist die Geschichte Ihres Urgroßvaters. Sie sollen mitreden, was damit geschieht.»

Und das, dachte Ruth, das hatte noch nie ein Kortmann getan: einen Brass mitreden lassen. Sie steckte die Abschrift ein, langsam, und sagte: «Ich muss darüber nachdenken.» Und sie gingen auseinander, die beiden Frauen, ohne Versöhnung, ohne Feindschaft, mit einer geteilten Last, die zwischen ihnen lag wie die Liste auf dem Tisch, und keine von beiden wusste, ob daraus Krieg werden würde oder Frieden, aber beide wussten, dass das Schweigen vorbei war.

. . . .

Kapitel 6 - Jakob unter Tage

Während Marga oben mit der Vergangenheit rang, lebte Jakob unten die Gegenwart, und die Gegenwart war ein Wassereinbruch im Ostfeld. Es kam ohne Vorwarnung, wie das Wasser oft kommt: ein altes, vergessenes Standwasser hinter einer dünnen Schicht Gestein, und als sie das Flöz anhauten, brach es durch, eine schwarze, kalte Flut, die in die Strecke schoss und alles mitriss. Jakob und Hasan waren am weitesten vorn, am Stoß, und das Wasser kam zwischen ihnen und dem Rückweg, stieg schnell, und für einen Moment war da nur Panik, das Urteil des Berges, das Ertrinken im Dunkeln, achthundert Meter unter der Sonne.

Aber sie verloren den Kopf nicht, keiner von beiden. Hasan kannte einen alten Wetterüberhau, einen Querschlag nach oben, von dem die Karten nichts mehr sagten, den er aber bei einer früheren Schicht entdeckt hatte, und er zog Jakob mit, durch das steigende Wasser, hinauf in den Überhau, und sie kletterten, im Dunkeln, das Wasser unter sich, bis sie eine höhere Sohle erreichten und in Sicherheit waren. Ohne Hasans Wissen um den vergessenen Überhau wäre Jakob ertrunken. Ohne Jakobs Kraft, der den schmaleren Hasan an den schwierigen Stellen stützte, wäre Hasan nicht hinaufgekommen. Sie retteten einander, abwechselnd, im Dunkeln, und kamen lebend heraus, und in der Kaue, als sie das Wasser von der Haut wuschen, sahen sie einander an und lachten, das Lachen der Überlebenden, und Hasan sagte in seinem Ruhrdeutsch mit dem anatolischen Klang: «Wir zwei, Jakob. Berg kriegt uns nich.»

Das war Kameradschaft, im ältesten, härtesten Sinn, derselbe Sinn, in dem einmal Heinrich Brass den jungen Wilhelm Kortmann am Kragen aus dem Hangenden gerissen hatte, vor sechzig Jahren, in demselben Berg. Der Berg wiederholte sich, wie er sich immer wiederholte, und stellte dieselbe Lage her: zwei Männer, die einander das Leben retteten, ohne zu fragen, ohne zu rechnen, ohne nach Herkunft oder Glauben oder Pass zu fragen. Nur dass diese Geschichte anders weiterging als die von Wilhelm und Heinrich. Jakob würde Hasan nicht verraten. Der Gedanke wäre Jakob nie gekommen, so wenig wie ihm der Gedanke gekommen wäre, im Schlaf das Atmen zu vergessen. Der Kumpel war der Kumpel. Das war alles. Das war Jakobs ganze Philosophie, und es war, ohne dass er es wusste, der Gegenentwurf zu allem, was seine Familie auf dem Gewissen hatte.

An jenem Abend kam Jakob nach Hause, müde, lebendig, und Marga war da, sie war oft da jetzt, beim kranken Vater, und sie sah ihrem Bruder an, dass etwas geschehen war.

«Wasser im Ostfeld», sagte Jakob knapp. «Hasan und ich, wir sind grad noch raus.» Er sagte es ohne Drama, wie Bergleute solche Dinge sagten. «Der Hasan hat einen alten Überhau gewusst. Ohne den wär ich jetzt unten geblieben.»

Marga sah ihren Bruder an, den geradlinigen, einfachen Jakob, der sein Leben einem türkischen Kumpel verdankte und nicht eine Sekunde darüber nachdachte, dass der Türke war, und sie dachte an die Liste in ihrer Tasche, an Wilhelm, der seinen Kumpel verraten hatte, und sie sagte, fast unwillkürlich: «Jakob. Würdest du Hasan je verraten? Wenn es eng würde. Wenn du wählen müsstest zwischen ihm und dir.»

Jakob sah sie an, als hätte sie etwas Verrücktes gefragt. «Verraten? Den Hasan?» Er schüttelte den Kopf, langsam, ohne zu verstehen, warum sie das überhaupt fragte. «Marga. Der Mann hat mir heute das Leben gerettet. Unter Tage verrät man keinen. Niemals. Eher beißt du dir die Zunge ab.» Er ging zum Waschbecken. «Was ist das für eine Frage.»

«Nichts», sagte Marga. «Eine dumme Frage.»

Aber es war keine dumme Frage gewesen. Es war die Frage, um die sich ihre ganze Familiengeschichte drehte, und Jakob hatte sie beantwortet, ohne es zu wissen, mit der Selbstverständlichkeit dessen, der noch nie in die Versuchung geraten war und vielleicht nie geraten würde, weil er aus einem Holz war, das nicht verriet. Und Marga begriff, dass es das gab, beides, in derselben Familie, im selben Blut: den Verrat des Großvaters und die unbedingte Treue des Bruders, und dass das eine das andere nicht aufhob, aber dass es bedeutete, dass nichts vorbestimmt war, dass jeder neu wählte, dass der Riss sich vererbte und die Treue auch, und dass es darauf ankam, was man daraus machte, wenn die Stunde kam.

. . .

Kapitel 7 - Augusts letztes Wort

August starb im Herbst, langsam, an der Lunge, die ihm der Berg genommen hatte, Tonne um Tonne, Schicht um Schicht. Er lag in der Stube, am Fenster, von dem aus man den Förderturm sah, und rang nach Luft, die nicht mehr kam, und Marga saß bei ihm, Tag und Nacht in den letzten Wochen, weil Lena, selbst alt geworden, es allein nicht mehr schaffte und weil Marga bei ihm sein wollte, ehe es zu spät war. Sie hatte die Liste noch nicht aus der Hand gegeben. Sie hatte mit Ruth Brass gesprochen, einmal, zweimal, und sie rangen noch, was zu tun sei, und Marga wollte, ehe sie entschied, das Eine hören, das nur ihr Vater ihr sagen konnte. Also fragte sie ihn, in einer dieser letzten Nächte, als er klar war, klarer als seit Wochen, in jener Helligkeit, die manchmal kurz vor dem Ende kommt.

«Vater», sagte sie. «Ich muss dich etwas fragen. Über den Großvater. Wie er Steiger geworden ist, damals, neunzehnhundertfünf. Und über die Brass.»

August sah sie an, lange, und in seinen Augen war keine Überraschung, fast Erleichterung. «Du weißt es», sagte er.

«Ich hab die Liste gefunden. Im Archiv. Die Maßregelungen. Heinrich Brass. Und den Vermerk, dass die Namen von einem aus der Belegschaft kamen, der dafür Steiger wurde. Drei Monate, bevor Großvater Steiger wurde.»

August schloss die Augen. Eine Weile war nur sein Atem zu hören, das Rasseln. Dann sagte er, und diesmal brach er nicht ab, diesmal sagte er es ganz, weil er starb und der Sterbende das

Schweigen nicht mehr braucht: «Ja. Er hat sie verraten. Im Streik. Heinrich Brass und die anderen. Er hat ihre Namen genannt, im Kontor, in der Nacht, und dafür hat er das Haus behalten und die Schicht und ist Steiger geworden. Mein Vater. Dein Großvater. Darauf steht alles, Marga. Das Haus, in dem du aufgewachsen bist. Das Geld, das mir die Hochzeit bezahlt hat. Alles. Es ruht auf Heinrich Brass' Ruin.»

Marga hielt seine Hand. «Hat er es dir gesagt?»

«Nie. Mit Worten nie. Aber ich hab es gewusst, lange. Man wusste es. Die Mutter wusste es. Otto Brass wusste es. Alle wussten es und keiner sagte es.» Er hustete. «Und ich», sagte er, und jetzt kam das Schwerste, «ich hab es auch getan, Marga. Nicht denselben Verrat. Einen anderen. Im Krieg.»

Und er erzählte ihr von Tadeusz. Von dem polnischen Jungen, der ihm das Leben gerettet hatte, vor Ort, unter dem Hangenden. Und von dem Befehl, das Westfeld zu belegen, das schlagwettergefährdete, und von dem Strich, den er nicht gemacht hatte, dem einen Strich, der Tadeusz' Namen von der Liste gestrichen hätte, und von der Explosion, und von dem toten Jungen auf dem Hof. «Ich hätt ihn retten können», sagte August. «Mit einem Strich. Und ich hab's nicht getan. Aus Angst um meine Stellung. Wie mein Vater. Genau wie mein Vater. Der Apfel fällt nicht weit, Marga. Wir Kortmann, wir retten uns selbst und lassen den andern fallen. Das ist unser Erbe. Das ist es, was du in dir trägst, ob du willst oder nicht.»

Marga weinte, leise, und hielt die Hand des sterbenden Vaters, und in ihr war Entsetzen und Mitleid und etwas, das größer war als beides, eine Klarheit. «Du irrst dich», sagte sie. «Das ist nicht unser einziges Erbe. Jakob würde Hasan nie verraten. Nie. Das ist auch Kortmann-Blut. Du hast nicht nur den Verrat vererbt, Vater. Du hast

auch Jakob, der treu ist bis in den Tod. Und du hast mich. Und ich werde nicht schweigen.»

August sah sie an, und in seinem sterbenden Gesicht war etwas, das fast wie Hoffnung aussah. «Was wirst du tun?»

«Ich weiß es noch nicht ganz. Aber ich werde es nicht vergraben. Nicht wie ihr. Das Schweigen endet mit mir, Vater. Das verspreche ich dir. Was immer ich tue, ich tue es im Licht.»

August drückte ihre Hand, schwach, und sagte: «Dann war es nicht ganz umsonst. Dass ich dich gemacht hab.» Und ein paar Tage später starb er, am Fenster, mit dem Blick auf den Förderturm, dessen Rad sich drehte, und Marga schloss ihm die Augen und blieb sitzen, lange, mit der ganzen Wahrheit nun in sich, der Wahrheit zweier Generationen, des Großvaters Verrat und des Vaters Versagen, und mit dem Versprechen, das sie gegeben hatte und das sie halten würde, koste es, was es wolle.

. . .

Kapitel 8 - Was man damit macht

Nach der Beerdigung saßen Marga und Ruth Brass wieder zusammen, diesmal nicht im Café, sondern in Margas Küche, denn die Sache war zu groß geworden für einen öffentlichen Ort, und sie rangen um die Frage, die keine einfache Antwort hatte: Was macht man mit einer Wahrheit, die niemandem mehr nützt und keinem mehr schadet, weil alle tot sind, die sie betrifft? Ruth wollte es öffentlich machen, ganz, sofort. «Mein Urgroßvater ist verleumdet worden», sagte sie. «Sechzig Jahre lang hieß es im Tal, im Revier, die Brass, das seien Querulanten gewesen, Unruhestifter, die selber schuld waren an ihrem Untergang. Und die Wahrheit ist, dass er ein anständiger Mann war, der für die Belegschaft kämpfte, und dass ihn ein Verräter aus den eigenen Reihen vernichtet hat. Das gehört ans Licht. Das ist das Mindeste, was man ihm schuldet.»

«Und was nützt es ihm», fragte Marga. «Er ist tot. Heinrich Brass ist seit vierzig Jahren tot. Ihn rehabilitiert kein Skandal mehr.»

«Es nützt seinem Andenken. Es nützt seinen Nachkommen. Es nützt der Wahrheit.»

«Und es beschämt meine Nachkommen», sagte Marga. «Meinen Bruder, der nichts dafür kann. Meine Kinder. Es beschämt ein halbes Tal, denn weißt du, Ruth, mein Großvater war nicht der Einzige. Wer im Revier ein bisschen hochgekommen ist in jenen Jahren, der hat wahrscheinlich auch einen Strich nicht gemacht oder einen Namen genannt oder weggesehen. Wenn wir das aufmachen, wo hört es auf?»

Sie war versucht, das spürte Marga, versucht, es ruhen zu lassen. Es wäre so leicht gewesen. Niemand kannte die Liste außer ihr und Ruth. Sie könnte sie zurücklegen, ins Archiv, zum Aussondern, und alles bliebe, wie es war, das Andenken und die Scham und das Schweigen, sechzig Jahre eingespielt, bequem in seiner Bitterkeit. Es war dieselbe Versuchung, die ihren Großvater gebunden und ihren Vater gekauft hatte, und Marga erkannte sie wieder: Sie wirkte nicht durch Drohung, sondern durch Vernunft, durch die leise Stimme, die sagte, es sei besser für alle, das Schwere ruhen zu lassen. So hatten alle Kortmann geschwiegen. So schwieg das ganze Revier, über so vieles. Schweigen war billig, und Reden war teuer, und Marga begriff zum ersten Mal ganz, warum drei Generationen das Billige gewählt hatten.

Sie wählte das Teure. Aber sie wählte es auf ihre Weise, nicht auf Ruths.

«Ich mach es nicht zum Skandal», sagte sie. «Kein Aufmachen, kein Anklagen, kein Pranger. Davon wird nichts besser, das gebiert nur neuen Hass, und den haben unsere Familien lange genug gehabt. Aber ich vergrabe es auch nicht. Das ist der dritte Weg, Ruth, zwischen dem Schweigen und dem Skandal: Wir benennen es. Wir geben die Wahrheit dorthin, wo sie hingehört. Es wird ja eine Chronik geschrieben, zur Schließung der Zeche, eine Geschichte von Morgenstern, hundert Jahre Bergbau. Da gehört es hinein, alles, der Streik von neunzehnhundertfünf, die Maßregelung, der Verrat, mit Namen, beglaubigt, nachlesbar. Nicht versteckt und nicht zum Skandal aufgeblasen. Einfach wahr. Einfach da. Wer es wissen will, kann es lesen. Wer nicht, muss nicht. Aber es ist nicht mehr verborgen.»

Ruth dachte lange nach. «Das ist weniger, als ich wollte», sagte sie schließlich.

«Ich weiß. Aber es ist mehr, als je ein Kortmann zugegeben hat. Und es ist das, was ich tragen kann, ohne neuen Schaden zu stiften. Heinrich Brass bekommt seinen Namen zurück, sauber, in der Chronik, für immer. Und mein Großvater bekommt seinen, auch, daneben, mit dem, was er getan hat. Beide Namen, beide Wahrheiten. Das ist Gerechtigkeit, soweit ich sie geben kann.»

Und Ruth, nach einer langen Stille, nickte. «Gut», sagte sie. «Den Weg gehe ich mit. Aber wir schreiben es zusammen, Frau Kortmann. Eine Brass und eine Kortmann, gemeinsam. Damit keiner sagen kann, es sei die Rache der einen oder die Beschönigung der anderen.»

«Zusammen», sagte Marga, und sie gaben sich die Hand, eine Kortmann und eine Brass, zum ersten Mal seit drei Generationen, über dem Tisch, auf dem die Liste lag, und es war keine Versöhnung, noch nicht, aber es war der Anfang von etwas, das größer war als die Feindschaft, die sie geerbt hatten, und kleiner als die Vergebung, die keiner von ihnen zu geben hatte: ein gemeinsames Hinsehen, ein gemeinsames Benennen, das Ende des Schweigens.

. . .

Kapitel 9 - Rheinhausen

Im Winter siebenundachtzig stand das Revier noch einmal auf, ein letztes großes Mal, und es stand auf für den Stahl, nicht für die Kohle, aber das war einerlei, denn Kohle und Stahl waren Geschwister, und wenn das eine starb, starb das andere mit. In Rheinhausen, am Rhein, sollte das Stahlwerk von Krupp geschlossen werden, ein Werk mit zehntausend Mann, das Herz einer ganzen Stadt, und die Belegschaft wehrte sich, wie sich das Revier lange nicht mehr gewehrt hatte, und ihr Widerstand wurde zum Fanal für alle, die das Sterben der Industrie nicht mehr mitmachen wollten. Sie besetzten die Brücke über den Rhein, die Brücke der Solidarität, wie sie sie nannten, und Tag und Nacht hielten sie sie besetzt, in der Kälte, mit Feuern in Tonnen, und das ganze Revier kam, aus allen Zechen, aus allen Werken, um zu zeigen, dass man nicht allein war, dass die alte Solidarität nicht tot war, dass die Vielen noch immer die Vielen waren.

Marga fuhr hin, mit Jakob und Hasan und, was sie selbst überraschte, mit Ruth Brass. Sie fuhren zusammen, in einem Auto, die Kortmann und die Brass und der Türke, die drei Linien, die sich nie hätten begegnen sollen nach der Logik der Geschichte, und sie standen zusammen auf der Brücke, in der Menge, im Rauch der Feuer, und es war kalt, und es war voller Menschen, und es war, dachte Marga, das Gegenteil von allem, was ihre Familie auf dem Gewissen hatte.

Denn hier war sie, die Solidarität, die Wilhelm Kortmann neunzehnhundertfünf verraten hatte. Hier, achtzig Jahre später, auf

einer Brücke über dem Rhein, lebte sie wieder, ungebrochen, das Zusammenstehen der Vielen gegen die, die über ihre Köpfe hinweg entschieden. Es war zu spät, das wussten sie alle; Rheinhausen würde geschlossen werden, so oder so, die Entscheidung war anderswo gefallen, in Vorstandsetagen, in Bilanzen, und keine Brücke der Welt würde sie umstoßen. Aber sie standen trotzdem. Nicht weil sie gewinnen konnten, sondern weil das Stehen selbst die Sache war, weil ein Mensch sich aufrichten muss, auch wenn er weiß, dass er fällt, weil die Würde nicht im Sieg liegt, sondern im Nichtaufgeben.

Jakob und Hasan standen Schulter an Schulter, wie sie unter Tage Schulter an Schulter standen, und sangen mit, als sie das Steigerlied sangen, das alte Lied, Glück auf, Glück auf, der Steiger kommt, und Hasan kannte es inzwischen, sang es mit seinem anatolischen Klang, und niemand fand das fremd, denn hier, in diesem Moment, war keiner fremd, hier waren alle nur eines: Menschen, die nicht losließen, was ihnen genommen wurde.

Und Marga sah Ruth Brass an, im Schein der Feuer, und Ruth sah Marga an, und zwischen ihnen ging etwas hin und her, ein Verstehen. «Schau», sagte Marga. «Das hier. Das hat mein Großvater verraten. Dafür hat dein Urgroßvater gekämpft. Und schau, es ist immer noch da. Achtzig Jahre später. Sie kriegen es nicht tot.»

«Nein», sagte Ruth. «Sie kriegen es nicht tot.» Und nach einer Weile, leiser: «Vielleicht ist das die beste Rehabilitierung für meinen Urgroßvater. Nicht ein Eintrag in einer Chronik. Sondern dass das, wofür er gestorben ist, noch lebt. Hier. Heute. Auf dieser Brücke.»

Sie standen bis tief in die Nacht, im Rauch und in der Kälte, und es war eine Niederlage, die sie da gemeinsam erlebten, denn Rheinhausen fiel, wie alles fiel. Aber es war eine Niederlage, die etwas verwandelte, zwischen den beiden Familien, die hier zum

ersten Mal nicht gegeneinander, sondern nebeneinander standen, im Dienst derselben Sache, für die einmal ein Brass gestorben und von einem Kortmann verraten worden war, und die nun, achtzig Jahre und drei Generationen später, die beiden Linien wieder zusammenführte, auf einer Brücke, die den Namen trug, der alles sagte: Solidarität.

. . . .

Kapitel 10 - Hasan

Als die Schließung von Morgenstern beschlossen war, kam für Hasan Yıldız zum zweiten Mal in seinem Leben der Boden ins Wanken. Das erste Mal war es gewesen, als er sein Dorf verließ, ein junger Mann mit einem Pappkoffer, hinaus in eine Welt, die er nicht kannte. Nun, ein Vierteljahrhundert später, verlor er die Welt, in der er heimisch geworden war, ohne es ganz gemerkt zu haben, und stand wieder vor dem Nichts, ein alter Mann diesmal, mit grauem Haar und einer kaputtensprünge und Kindern, die hier geboren waren. «Ich geh zurück», sagte Hasan zu Jakob, in der Kaue, als sie das letzte Mal über das Ende redeten. «Endlich. Türkei. Haus bauen. Wie ich immer gesagt hab.» Aber er sagte es ohne Überzeugung, und Jakob hörte es, und beide wussten, dass es nicht stimmte.

Denn das Dorf bei Kayseri, von dem Hasan fünfundzwanzig Jahre geträumt hatte, das gab es so nicht mehr. Die, die er gekannt hatte, waren fort oder tot oder selbst weggezogen, in die Städte, nach Istanbul, nach Deutschland. Seine Kinder waren keine Türken mehr, nicht ganz; sie waren Ruhrkinder, sprachen Ruhrdeutsch, kannten den Schnee und die Halde und das Steigerlied, und die Türkei war für sie ein Ferienland, fremd und heiß, nicht Heimat. Wenn Hasan zurückging, ging er allein in eine Vergangenheit, die es nicht mehr gab, und ließ seine Kinder in einer Zukunft zurück, die ihre war.

«Bleib», sagte Jakob. «Deine Kinder sind hier. Du gehörst hierher, Hasan. So gut wie ich. Besser vielleicht, denn ich hab nichts gewählt, ich bin nur hier geboren. Du hast dich für das Revier entschieden, jeden Tag aufs Neue, fünfundzwanzig Jahre lang. Das

ist mehr Heimat als meine.»

Hasan sah ihn an, den alten Kumpel, der ihm das Leben verdankte und dem er das seine verdankte, und etwas in seinem Gesicht löste sich, eine Last von fünfundzwanzig Jahren, die Last des immer aufgeschobenen Zurück. «Vielleicht hast du recht», sagte er. «Vielleicht ist das hier jetzt mein Dorf. Voßlohe. Wer hätte das gedacht.» Und er lachte, das Lachen der Bergleute, das so gar nicht in das Ende passte und es gerade darum erträglich machte.

Er blieb. Wie so viele blieben, die gekommen waren, um zu gehen, und geblieben waren, weil das Leben sie gehalten hatte, mit Kindern, mit Freundschaften, mit fünfundzwanzig Jahren unter Tage, die einen Menschen prägen wie nichts sonst. Es war keine triumphale Entscheidung, kein glückliches Ankommen; es war ein nüchternes Bleiben, ein Sich-Abfinden mit dem, was war, und eine späte, stille Würde darin: dass Bleiben auch eine Wahl ist, kein Scheitern, sondern ein Entschluss.

Marga sah Hasan in jenen Tagen, beim Abschied von der Zeche, und sie dachte an Tadeusz, von dem ihr Vater erzählt hatte, an den polnischen Jungen, der hatte heimkehren wollen und es nicht durfte, weil man ihn verschleppt und in den Tod geschickt hatte. Und sie sah Hasan, den Türken, der hatte heimkehren wollen und es nicht tat, weil das Leben ihn gehalten hatte, in Freiheit, mit Kindern, mit einem Kumpel, der für ihn einstand. Zwei Fremde im Revier, zwei Männer aus der Ferne, der eine im Krieg vernichtet, der andere im Frieden geblieben, und zwischen ihnen lagen vierzig Jahre und der ganze Unterschied zwischen einer Zeit, die Menschen verbrauchte, und einer, die sie, mit allen Mängeln, leben ließ. Es war kein vollkommener Frieden, das Revier der Gastarbeiter, es gab Misstrauen und Fremdheit bis zuletzt. Aber Hasan durfte bleiben,

durfte alt werden, durfte seine Kinder aufwachsen sehen, und das war, gemessen an Tadeusz, gemessen an dem, was Menschen einander antun konnten, ein ungeheurer Fortschritt, und Marga nahm ihn wahr und war dankbar dafür, leise, ohne ihn zu beschönigen.

. . . .

Kapitel 11 - Versöhnung

Die Chronik erschien im Frühjahr neunundachtzig, ein schmaler Band, herausgegeben zur Schließung der Zeche Morgenstern, hundert Jahre Bergbau in Voßlohe, und in ihr stand, in einem Kapitel über den großen Streik von neunzehnhundertfünf, die Wahrheit, die Marga und Ruth gemeinsam aufgeschrieben hatten, nüchtern, belegt, ohne Triumph und ohne Beschönigung. Es stand darin, dass ein Streik, die Solidarität der Belegschaft gebrochen worden war, dass Namen verraten worden waren, dass Männer gemäßregelt wurden, an ihrer Spitze Heinrich Brass, ein aufrechter Gewerkschafter, der für die Belegschaft gekämpft hatte und dafür vernichtet wurde. Und es stand darin, beleg- und nachprüfbar, dass der Verrat aus den eigenen Reihen gekommen war, von einem Hauer, der dafür zum Steiger aufstieg, und dass dieser Hauer Wilhelm Kortmann hieß. Beide Namen. Heinrich Brass, rehabilitiert. Wilhelm Kortmann, benannt. Die Wahrheit, schwarz auf weiß, für jeden, der sie lesen wollte.

Es gab keinen Skandal. Das hatte Marga gewollt, und so kam es: Das Revier nahm die Wahrheit auf, wie es alles aufnahm, mit dem alten, gefassten Ernst. Ein paar alte Leute, die noch wussten oder ahnten, kamen zu Marga, leise, an der Tür, auf der Straße, und sagten, es sei gut, dass es nun heraus sei, ihr Vater, ihr Großvater habe immer etwas gewusst von der alten Geschichte und nie gewagt, es zu sagen. Manche Kortmann-Verwandte grüßten Marga nicht mehr, schämten sich, fühlten sich verraten von der, die die Familie bloßgestellt hatte. Marga ertrug es. Es war ein kleiner Preis für ein

großes Schweigen, das sie beendet hatte.

Das Wichtigste aber geschah zwischen ihr und Ruth.

Sie standen, als die Chronik erschienen war, gemeinsam am Grab des Heinrich Brass, das verfallen war, vergessen, sechzig Jahre lang ungepflegt, weil die Brass zu arm und zu verbittert gewesen waren, sich darum zu kümmern. Marga hatte den Stein richten lassen, auf eigene Kosten, ohne Aufhebens, und nun stand da wieder ein Name, lesbar: Heinrich Brass, und die Jahre, und darunter, was Marga und Ruth gemeinsam gewählt hatten: «Er hielt zur Belegschaft.»

«Ich kann dir nicht vergeben, was deine Familie meiner angetan hat», sagte Ruth am Grab. «Das steht mir nicht zu. Heinrich müsste vergeben, und Heinrich ist tot. Und ich will dir auch nicht vergeben, ehrlich gesagt, denn Vergebung wäre zu einfach, die würde es kleiner machen, als es war.»

«Ich will keine Vergebung», sagte Marga. «Ich hab nichts getan, wofür ich um Vergebung bitten müsste, und für das, was mein Großvater getan hat, kann mir keiner vergeben, weil es nicht meines ist. Ich wollte nur, dass es benannt ist. Dass es aufhört, verborgen zu sein. Mehr nicht.»

«Das ist genug», sagte Ruth. «Das ist mehr, als ich je erwartet hätte von einer Kortmann.» Und sie sah Marga an, und in ihrem Blick war nicht Vergebung und nicht Feindschaft, sondern etwas Neues, etwas, das es zwischen Brass und Kortmann nie gegeben hatte: Achtung. «Weißt du, was komisch ist? Meine Tochter und dein Neffe, der Sohn von deinem Bruder Jakob. Die kennen sich. Aus der Schule. Die sind befreundet, sagt man mir. Vielleicht mehr.» Sie lächelte, zum ersten Mal. «Eine Brass und ein Kortmann. Stell dir vor.»

«Stell dir vor», sagte Marga, und auch sie lächelte, und über dem gerichteten Grab des Heinrich Brass, das nun wieder einen Namen trug und eine Wahrheit, gaben sich die beiden Frauen die Hand, eine Kortmann und eine Brass, und es war kein Schlusstrich und keine große Versöhnung, sondern etwas Schlichteres und Haltbareres: das Ende einer Feindschaft, die niemand mehr erben würde, weil die nächste Generation schon dabei war, sie zu überwinden, ohne viel Aufhebens, wie Kinder Dinge überwinden, die den Alten unüberwindlich schienen.

. . .

Kapitel 12 - Die letzte Schicht

Am Tag der letzten Schicht kam die ganze Stadt zur Zeche Morgenstern, denn es war nicht nur das Ende eines Betriebs, es war das Ende einer Welt, der einzigen, die Vorkrische gekannt hatte. Sie fuhren ein letztes Mal an, die letzte Schicht, und Jakob war dabei, und Hasan, und die anderen, die übrig geblieben waren, die Alten, die mit der Zeche alt geworden waren. Sie fuhren hinunter in der Frühe, wie sie ein Leben lang hinuntergefahren waren, im Korb, der fiel, und das viereckige Stück Himmel verschwand über ihnen, erst grau, dann grauer, dann nichts mehr, ein letztes Mal. Unten taten sie, was zu tun war, sicherten die Strecken, legten das Werkzeug nieder, und dann standen sie ein letztes Mal vor Ort, am Stoß, Mann an Mann, im Licht der Lampen, und keiner sagte viel, denn was sollte man sagen.

«Glück auf», sagte Jakob schließlich, und es war diesmal kein Wunsch für die Auffahrt, sondern ein Abschied, das letzte Glück auf einer hundertjährigen Geschichte.

«Glück auf», sagten die anderen, und Hasan auch, mit seinem anatolischen Klang, «Glück auf», und dann fuhren sie aus, zum letzten Mal, und der Korb hob sie herauf, und das viereckige Stück Himmel wuchs über ihnen, erst nichts, dann grau, dann Tag, und sie traten heraus ans Licht, zum letzten Mal als Bergleute, und draußen wartete die Stadt.

Über Tage war alles versammelt. Eine Blaskapelle spielte, die Fahnen der Gewerkschaft, der Vereine, und tausende Menschen, die Familien, die Alten, die Kinder. Marga war da, und Lena, alt und

gebeugt, im Rollstuhl, die das ganze Jahrhundert mit erlebt hatte, von der Hochzeit in der Krise bis zu diesem Tag. Ruth Brass war da. Hasans Familie war da. Die ganze Stadt war da, um Abschied zu nehmen.

Und dann hielt das Rad an.

Es war der Augenblick, auf den alle gewartet hatten und den niemand ertragen wollte: Man stellte die Förderung ein, ein letztes Mal, und das Rad des Förderturms, das sich gedreht hatte, seit Wilhelm Kortmann ein junger Hauer gewesen war, das sich gedreht hatte durch drei Kriege und zwei Inflationen und eine Diktatur, das sich gedreht hatte über allen Katastrophen, gleichgültig und unermüdlich, das Rad hielt an. Es lief langsamer, langsamer, und dann stand es still, und über der Stadt lag eine Stille, die niemand kannte, die Stille des stehenden Rades, dieselbe Stille, die einmal der große Streik gebracht hatte und der passive Widerstand und der Zusammenbruch, aber diesmal war es eine endgültige Stille, denn diesmal würde das Rad nicht wieder anlaufen.

Die Blaskapelle spielte das Steigerlied, und tausend Menschen sangen mit, Glück auf, Glück auf, der Steiger kommt, und viele weinten, alte Männer, die nie geweint hatten, weinten offen, denn mit dem Rad hielt ihr Leben an, das, was sie gewesen waren, was ihre Väter gewesen waren, was ihre Söhne nicht mehr sein würden.

Marga stand in der Menge, zwischen Jakob und Hasan, hinter Lenas Rollstuhl, und sah das stille Rad, und sie dachte an alle, die hier hätten stehen müssen und nicht mehr standen: an Wilhelm, der das Rad in Gang gehalten hatte um den Preis eines Verrats; an August, der einen Jungen in den Tod geschickt hatte für die Förderung, die nun endete; an Heinrich Brass, der für die Belegschaft gestorben war; an Tadeusz, der nie hatte heimkehren dürfen; an

Bertha und Otto und Käthe und alle, die das Jahrhundert verbraucht hatte. Sie waren alle hier, dachte Marga, in diesem stillen Rad, alle Toten der hundert Jahre, und sie waren alle fort. Das Rad stand still, und mit ihm stand die Geschichte still, die ganze Last und die ganze Schuld und die ganze Treue, alles hielt für einen Augenblick den Atem an, und dann war es vorbei.

. . .

Kapitel 13 - Der alte Mann, geöffnet

Bevor sie die Zeche endgültig stilllegten, gab es noch eine letzte Befahrung, eine technische, um die Strecken aufzugeben, die Pumpen abzustellen, den Berg sich selbst zu überlassen. Denn wenn die Pumpen schwiegen, würde das Grubenwasser steigen, langsam, Jahr um Jahr, und die Strecken fluten, die ein Jahrhundert lang trocken gehalten worden waren, und der Berg würde zurücknehmen, was der Mensch ihm abgerungen hatte. Marga durfte mit. Es war eine Ausnahme, und sie verdankte sie Jakob und einem Steiger, der ein Auge zudrückte, und der Tatsache, dass die Zeche tot war und die alten Verbote mit ihr. Eine Frau im Schacht bringt Unglück, hatte es geheißt, ihr Leben lang, und sie hatte am Tor gestanden und nie hindurchgedurft. Nun, da es kein Unglück mehr zu bringen gab, da die Zeche schon verloren war, durfte sie hinunter, ein einziges Mal, die Frau, der man es ein Leben lang verwehrt hatte.

Sie fuhr an, im Korb, der fiel, und das viereckige Stück Himmel verschwand über ihr, erst grau, dann grauer, dann nichts, und Marga, achtundfünfzig Jahre alt, erlebte zum ersten und letzten Mal, was die Männer ihrer Familie jeden Tag erlebt hatten, hundert Jahre lang: das Fallen in den Berg, den Magen, der oben bleibt, die Dunkelheit, die das Licht nur kurz beiseiteschiebt. Sie verstand auf einmal vieles, was sie nie verstanden hatte, körperlich verstand sie es, und sie dachte an Wilhelm, an August, an Jakob, die hier hinabgefahren waren, Tag für Tag, und an das, was die Tiefe mit einem Menschen macht.

Jakob führte sie. Er kannte den Weg blind, wie sein Vater und sein Großvater ihn blind gekannt hatten, durch die Strecken, in der Hitze, im Tropfen des Wassers, und schließlich kamen sie zu einer Stelle, vor der eine alte, vermauerte Strecke lag, versiegelt vor langer Zeit, der alte Mann, das ausgekohlte, verlassene Revier.

«Das ist eine der ältesten», sagte Jakob. «Die haben sie zugemacht, noch vor dem Ersten Krieg, sagt der alte Riss. Da war Großvater noch jung.»

Marga stand vor der Mauer, hinter der die Dunkelheit lag, der alte Mann, den niemand mehr betreten würde, in dem nichts mehr war als ausgehöhlter Fels und das Wasser, das bald steigen würde. Und sie begriff, ohne dass es ihr jemand sagte, dass dies der Ort war, dass hinter solchen Mauern, im Lauf der Jahre, alles eingemauert worden war, was die Familie und das Revier vergraben hatten: der Verrat des Großvaters, der nicht gemachte Strich des Vaters, die hundert Jahre Schuld und Schweigen, alles dem Dunkel überlassen, dem Berg zurückgegeben, in der Hoffnung, es bliebe dort.

Aber es war nicht dort geblieben. Das war die Wahrheit, die Marga nun verkörperte, sie selbst, eine Frau im Schacht, vor dem alten Mann: Was man einmauert, bleibt nicht eingemauert. Das Wasser steigt, und eines Tages findet es eine Mauer, die nicht hält, und gibt frei, was es bedeckt hat. Sie hatte den alten Mann geöffnet, nicht mit der Hand, sondern mit der Wahrheit, mit der Chronik, mit dem Benennen. Sie hatte getan, was Wilhelm und August nicht gewagt hatten: die Mauer eingerissen, bevor das Wasser sie einriss.

«Komm», sagte Jakob. «Hier gibt's nichts mehr zu sehen. Nur alten Berg.»

«Nein», sagte Marga. «Nur alten Berg.» Und sie sah noch einen Moment auf die Mauer, hinter der das Dunkel lag und bald das

Wasser, und dann wandte sie sich ab. Denn es war wirklich nur noch alter Berg. Sie hatte die Geschichte ans Licht geholt, und nun, da sie benannt war, war sie kein Geheimnis mehr und keine Schuld, die im Dunkeln drückte, sondern nur noch Vergangenheit, nachlesbar, abgeschlossen. Aus dem Geheimnis war wieder Geologie geworden: Stein, Wasser, Dunkel, beendet. Das Wasser durfte steigen. Es würde nichts mehr freigeben, was nicht schon frei war.

Sie fuhren aus, ein letztes Mal, und das viereckige Stück Himmel wuchs über Marga, erst nichts, dann grau, dann Tag, und sie trat heraus ans Licht, die Frau, die hinuntergefahren war, und atmete die obere Luft, und über ihr stand das Rad, still nun, für immer, und es fragte nicht mehr, wer es gedreht hatte und um welchen Preis, denn es drehte sich nicht mehr.

. . .

Kapitel 14 - Der Fall der Mauer

Im November neunundachtzig, wenige Monate nachdem das Rad von Morgenstern stillgestanden war, fiel in Berlin die Mauer, und Marga sah es im Fernsehen, wie alle es im Fernsehen sahen, die Menschen, die auf der Mauer tanzten, die Grenze, die sich öffnete, eine Welt, die zu Ende ging, während eine andere begann. Es war eine seltsame Gleichzeitigkeit, und Marga spürte sie tief. In Voßlohe hatte man eben eine Welt begraben, das Revier der Kohle, das Jahrhundert des Bergbaus, das stille Rad. Und nun, im selben Herbst, fiel im Osten eine andere Mauer, und eine andere Teilung endete, und die Zeitungen waren voll von Aufbruch, von Zukunft, von Einheit, während Voßlohe noch im Abschied stand. Zwei Epochen kippten zugleich, die eine ins Ende, die andere in den Anfang, und es war, als hätte die Geschichte einen großen Atemzug getan, ausgeatmet im Westen, eingeatmet im Osten, und niemand wusste, was der nächste bringen würde.

Für die Familie Kortmann bedeutete das Ende der Zeche etwas, das sie nie gekannt hatte: Freiheit. Zum ersten Mal seit Wilhelm war keiner von ihnen mehr an die Zeche gebunden. Das Haus gehörte nicht mehr der Zeche; man hatte es kaufen können, billig, beim Rückzug der RAG, und Lena, alt, besaß zum ersten Mal in ihrem Leben das Dach über ihrem Kopf, das ihr niemand mehr nehmen konnte. Jakob, ohne Schicht, bekam eine Abkehrprämie und eine Umschulung; er war zu jung für die Rente und zu alt für einen ganz neuen Anfang, und er stand, wie viele, zwischen den Zeiten, befreit und haltlos zugleich. Hasan, geblieben, suchte sich Arbeit über Tage,

fand sie, verlor sie, fand wieder. Und Marga, die die Wahrheit erledigt hatte, die das Schweigen gebrochen hatte, stand vor einem Leben, in dem die große Aufgabe getan war und nun nur noch das Leben selbst blieb.

Es war eine zwiespältige Freiheit. Denn die Bindung an die Zeche war eine Last gewesen, ein Joch, hundert Jahre lang: Sie hatte die Häuser besessen, die Stimmen, die Leben, sie hatte gefordert und genommen und Menschen verbraucht. Aber sie hatte auch gehalten. Sie hatte einen Ort gegeben, eine Zugehörigkeit, ein Wissen darum, wer man war: Man war Bergmann, man gehörte zur Belegschaft, zur Kolonie, zur Solidarität der Vielen. Mit der Zeche fiel auch das weg, das Halt gegeben hatte, und übrig blieb die Freiheit, die auch Verlust war, die Freiheit eines Menschen, der nicht mehr weiß, wer er ist, weil das, was ihn bestimmt hat, nicht mehr da ist.

«Was sind wir jetzt», fragte Jakob einmal, in jenem Winter, halb im Scherz, halb verzweifelt. «Wenn wir keine Bergleute mehr sind. Was sind wir dann?»

Marga hatte keine Antwort, nicht sofort. Sie sah ihren Bruder an, den geradlinigen Jakob, der nichts gewesen war als Bergmann, mit ganzem Herzen, und der nun nichts mehr war, und sie dachte lange nach. «Wir sind die, die es gewesen sind», sagte sie schließlich. «Das nimmt uns keiner. Wir sind die, die hinuntergefahren sind, hundert Jahre lang, und die Kohle geholt haben, mit der das Land gebaut wurde. Das bleibt, Jakob, auch wenn das Rad steht. Das ist nichts, was man sein muss. Das ist etwas, was man gewesen ist. Und gewesen ist man für immer.»

Es war ein magerer Trost, in jenem Winter, in dem im Osten die Menschen auf den Mauern tanzten und im Westen das Revier seine Zechen begrub. Aber es war ein wahrer Trost, und Marga hielt sich

daran, und Jakob hielt sich daran, und draußen, über der Stadt, stand das stille Rad, das niemand mehr drehte, ein Denkmal schon, bevor es eines war, und erinnerte daran, was hier gewesen war, hundert Jahre lang, und nun nicht mehr war und doch, auf seine Weise, blieb.

. . .

Kapitel 15 - Was bleibt, wenn die Förderung endet

Die Jahre danach veränderten Voßlohe langsamer, als man gefürchtet hatte, und tiefer. Die Kolonie wurde saniert, die alten Zechenhäuser bekamen neue Fenster, neue Dächer, manche wurden verkauft, an die, die jahrzehntelang darin gewohnt hatten und sie nun besaßen. Das Zechengelände lag eine Weile brach, ein Wundmal aus Beton und Rost, und dann begann der Strukturwandel, von dem alle redeten: Man riss ab, man baute um, ein Gewerbegebiet hier, ein Technologiezentrum dort, und der Förderturm, den man hätte sprengen können wie so viele andere, blieb stehen, unter Denkmalschutz, ein Mahnmal, ein Wahrzeichen, das Letzte, was von der Zeche Morgensien blieb. Das war das Bild, das Marga am meisten bewegte: Der Abraumberg, der über der Stadt aufgewachsen war, hundert Jahre lang, aus dem tauben Gestein, das man mit der Kohle heraufgefördert und nicht hatte brauchen können, dieser schwarze, kahle Berg begann sich zu begrünen, erst mit Gräsern, dann mit Birken, mit Sträuchern, und nach einigen Jahren war er grün, ein Hügel, auf den die Leute stiegen, um die Aussicht zu genießen, ein Naherholungsgebiet, wo einmal der Abfall eines Jahrhunderts gelegen hatte.

Marga ging oft hinauf, in jenen Jahren, als sie alt wurde. Von der begrüneten Halde aus überblickte man das ganze Revier, das tote und das neu werdende, die stillgelegten Fördertürme, die noch standen, die Schornsteine, die nicht mehr rauchten, und dazwischen das Neue,

die Gewerbeparks, die Wohnsiedlungen, die Autobahnen. Sie saß dort oben, auf einer Bank, die man aufgestellt hatte, und sah hinaus, und sie dachte über das nach, was sie getan hatte, und über das, was geblieben war.

Denn das hatte sie gelernt, in diesen Jahren: dass nicht die Wahrheit erlöste. Sie hatte die Wahrheit ans Licht geholt, den Verrat des Großvaters benannt, den Namen des Heinrich Brass rehabilitiert, das hundertjährige Schweigen gebrochen. Und sie hatte geglaubt, halb wenigstens, dass das etwas erlösen würde, dass eine Last von der Familie fiel, dass ein Frieden käme. Aber so war es nicht gewesen. Die Wahrheit erlöste nichts. Wilhelm war doch ein Verräter, August doch ein Versager, Heinrich doch ein Vernichteter, und kein Benennen machte das ungeschehen. Die Toten blieben tot, die Schuld blieb Schuld, das Revier blieb gestorben.

Was sich geändert hatte, war ein Einziges, und Marga begriff erst spät, dass es genug war: Man hatte aufgehört zu verwalten. Man hatte aufgehört, das Wasser über dem Weg zu halten, die Wahrheit hinter der Mauer. Drei Generationen lang hatte die Familie und mit ihr das ganze Revier den Atem angehalten über versenkten Dingen, hatte verschwiegen, verrechnet, vererbt, und nun, da das Verschwiegene benannt war, da die Mauern offen waren, durfte man endlich ausatmen. Nicht erleichtert, nicht glücklich, nicht erlöst. Nur ehrlich.

Und das, dachte Marga, von der begrünten Halde aus, über dem toten und neu werdenden Revier, das war vielleicht alles, was ein Mensch erreichen konnte: nicht die Schuld zu tilgen, die nicht zu tilgen war, nicht die Toten zu erwecken, sondern nur aufzuhören, sie zu verbergen. Die Solidarität, die Wilhelm verraten hatte, war nicht gestorben; sie hatte nur die Form gewechselt, von der Schicht in die Erinnerung, von der Belegschaft in die Geschichte, die nun ehrlich

erzählt wurde. Heinrich, Tadeusz, Wilhelm, August, alle bekamen, was möglich war, das Einzige, was Marga ihnen geben konnte: einen Namen, kein Urteil. Sie waren benannt, alle, mit ihrer Schuld und ihrer Treue, und sie waren nicht mehr verborgen, und das war das Vermächtnis, das Marga hinterließ, das einzige, das hielt, wenn die Förderung endete: die Wahrheit, ausgesprochen, und der Atem, endlich ausgelassen.

. . .

Kapitel 16 - Glück auf

Jahre später, an einem klaren Herbsttag, ging eine alte Frau über die begrünte Halde, gestützt auf einen Stock, und mit ihr gingen zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, die ihr die Hand hielten und sie mit Prägeln löchernten, wie Kinder es tun. Die alte Frau war Marga. Und die Kinder waren das Neue: Das Mädchen war eine Brass, die Enkelin von Ruth, und der Junge war ein Kortmann, Jakobs Enkel, und sie waren Vettern zweiten Grades oder so etwas, denn Jakobs Sohn hatte Ruths Tochter geheiratet, eine Kortmann und eine Brass, und aus den beiden Linien, die sich drei Generationen lang nicht begrüßt hatten, war eine geworden. Und in der Klasse des Jungen saß auch ein Mädchen, das Yıldız hieß, Hasans Urenkelin, und die drei spielten zusammen, Kortmann und Brass und Yıldız, und keines wusste, dass das vor hundert Jahren undenkbar gewesen wäre, und das war das Beste daran: dass sie es nicht wussten, dass für sie selbstverständlich war, was die Alten mit Blut und Schweigen bezahlt hatten.

«Was ist das, Oma?», fragte der Junge und zeigte hinüber, wo über den Dächern, über dem grünen und grauen Revier, ein einzelner Förderturm stand, still, das Rad reglos gegen den Herbsthimmel.

«Das ist ein Förderturm», sagte Marga. «Da haben sie früher Kohle gefördert. Tief unten aus der Erde. Dein Urgroßvater ist da hinuntergefahren, jeden Tag, und sein Vater, und dessen Vater. Hundert Jahre lang.»

«Und warum dreht sich das Rad nicht mehr?»

«Weil sie keine Kohle mehr fördern. Das ist vorbei. Lange vorbei. Jetzt ist es nur noch ein Denkmal. Damit man nicht vergisst, was hier war.»

Das Mädchen, die kleine Brass, sah zu dem stillen Rad hinüber. «War es schön, früher? Mit der Kohle?»

Marga überlegte. Es war eine Kinderfrage, und sie verlangte eine wahre Antwort, denn Kinder merkten, wenn man log. «Nein», sagte sie. «Schön war es nicht. Es war hart. Die Männer haben sich kaputtgearbeitet, viele sind gestorben, unter Tage, an der Lunge. Und es ist viel Unrecht geschehen, hier, früher. Menschen haben einander verraten, weil die Zeiten so schwer waren.» Sie hielt inne. «Aber es war auch etwas Gutes da. Die Menschen haben zusammengehalten. Unter Tage hat einer auf den anderen aufgepasst, egal woher er kam. Das nannte man Solidarität. Und das war das Schönste daran, das Einzige vielleicht, das wirklich schön war.»

«Halten wir auch zusammen?», fragte der Junge.

«Ich hoffe es», sagte Marga. «Ich hoffe es sehr.»

Sie standen einen Moment und sahen hinüber zum stillen Rad, die alte Frau und die zwei Kinder, und der Wind ging über die begrünte Halde, über das Revier, das die Kohle losgelassen hatte, und Marga dachte an alle, die hier gewesen waren: an Wilhelm, der verraten hatte, und Heinrich, der verraten worden war; an August, der weggesehen hatte, und Tadeusz, der gestorben war; an Jakob und Hasan, die einander das Leben gerettet hatten; an Otto und Ruth und Bertha und Lena und an sich selbst, die das Schweigen gebrochen hatte. Sie waren alle hier, in diesem stillen Rad, in dieser Erde, in diesen Kindern, die ihre Hände hielten und nicht wussten, auf welchen Schultern sie standen, und denen man es eines Tages würde erzählen müssen, nicht als Wunde, sondern als Geschichte, ehrlich,

mit Schuld und mit Treue, damit sie wüssten, woher sie kamen, und besser machten, was die Alten falsch gemacht hatten.

«Glück auf», sagte Marga leise, zu dem stillen Rad, zu allen, die nicht mehr da waren, zu den Kindern, die da waren.

«Was heißt das, Oma?», fragte das Mädchen. «Glück auf?»

«Das war der Gruß der Bergleute», sagte Marga. «Wenn sie hinunterfahren, haben sie es gesagt. Es hieß: Komm wieder herauf. Komm lebendig zurück. Es war ein Wunsch, dass man sich wiedersieht.» Sie nahm die beiden Kinder fester bei der Hand und wandte sich von dem stillen Rad ab, der Stadt zu, dem Leben zu. «Komm», sagte sie. «Es wird kühl. Gehen wir heim.»

Und sie gingen den grünen Hügel hinab, die alte Frau und die zwei Kinder, fort von dem stillen Förderturm, der hinter ihnen stand gegen den Herbsthimmel, das Rad reglos, ein Jahrhundert reglos, und über dem Revier, das die Kohle losgelassen hatte und mit ihr endlich den Riss, lag das klare, kühle Licht eines Tages, der nichts mehr förderte und nichts mehr verbarg.

Über dieses Buch

Schicht - Abkehr

Ein Schreib-Experiment von aban news, Kapitel für Kapitel mit Claude Opus verfasst und redigiert.

Riedmatt, der Stausee und alle Figuren sind erfunden; Ähnlichkeiten mit realen Orten oder Personen sind Zufall.

© 2026 aban news · Allen Chour, Belp (CH) · abannews.com